

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Herbsttage in Tirol

Steub, Ludwig

München, 1889

VII. Ethnographische Betrachtungen: Rhätier und Romanen

VII.

Ethnographische Betrachtungen.

Rhätier und Romanen.

(Im Spätherbst 1866.)



Es ist nun bald ein Jahr vergangen, seitdem die ersten Abschnitte der „Herbsttage“ an's Licht getreten sind. Damals waren wir bis Brixen gekommen und hatten zuletzt des Fragmen-
tisten Wiege auf der Höhe von Tschötsch besucht. Von dort gedachten wir fortzufahren und die Wandererschaft weiter zu beschreiben, wie sie über Klausen nach Bozen, nach Trient, nach Meran und das Vinschgau hinauf bis Martinsbruck erging, um sich dann in's Engadin und in die Schweiz zu verlieren. Wir hätten sie — im letzten Frühjahr nämlich — allerdings nicht ungern fortgesetzt, diese Skizzen, deren Gründlichkeit Niemanden zu belästigen, deren leicht verhüllte Melancholie doch keine Seele traurig zu stimmen schien. Seitdem ist aber vieles vorgefallen, was der

stillen Arbeit in der Schriftstellerklausur nicht eben günstig war, vielmehr den Blick gar weit hinaus in die große Welt zog. Jedenfalls scheint es jetzt zu spät, die Tage des vorjährigen Herbstes zu schildern, da der heurige fast vorüber ist, und wir kehren daher zum abgerissenen Thema nur zurück, um ihm einen Schluß zu geben.

Zu diesem Zwecke haben wir einige ethnographische Betrachtungen über das rhätische Alpenland zusammengestellt. Diesen wäre der geneigte Leser doch nicht entgangen; denn es ist nicht jedem vergönnt, durch jene Thäler zu wandern, ohne in solcher Richtung nachdenkend oder neugierig zu werden. Und in der That, wo seit der Urzeit in so gigantischer Natur so viele Völker auf einander plakten, so viele Sprachen erklangen, wo so viele Sagen bis heute lebendig sind, wo jetzt noch die beiden größten Nationen Mitteleuropa's — leider fast gewappnet — einander gegenüber stehen, da kann es selbst dem elegantesten Touristen mit Panama-Hut und Plaid begegnen, daß er nachzuspinnen beginnt, was einst hier gewesen, wie die berühmtesten Namen kamen und vergingen oder sich bis auf die Gegenwart hernieder erhalten haben.

Indessen ist die rhätische Ethnologie noch ein ziemlich neues Studium und liegt zur Zeit nur wenigen am Herzen. Auch diese wenigen sind fast alle nur als „Liebhaber“ zu betrachten, die auf ihr

Penjum nicht mehr Muße verwenden können, als ihnen ihre anderweitigen Berufsgeschäfte frei lassen. Wie mitunter ein bürgerlicher Seiwandhändler sich eine Wappensammlung anlegt oder ein friedlicher Appellationsrath Schlachten malt, so treiben wir andern unsere Ethnologie. Bei dem Urheber dieser Betrachtungen z. B. trifft's ungefähr alle zehn Jahre ein, daß er etliche Wochen lang die Nebenstunden auf solche „Forschungen“ verwenden kann. Die andern Mitarbeiter sind, wie wir sehen werden, meist geistliche Herren, und insofern befindet man sich eigentlich in bester Gesellschaft. Wir alle sind aber, glaub' ich, der Meinung, daß wir unser Werk mit unsern Kräften doch nicht zu Ende führen können — wenn es überhaupt zu Ende zu führen ist, — und warten daher nur, bis uns ein von neuerer Geschichts- und Sprachwissenschaft durchtränkter Meister ablöst, um uns in die angeborne Bescheidenheit zurückzuziehen. Bei so mäßigen Ansprüchen verbitten wir uns nur, öffentlich als „Dilettanten“ angeschmunrt zu werden, denn zuerst soll der gestrenge Richter doch immer fragen, was der neue Forscher bringt, und dann erst, ob er bei der Zunft gehörig immatrikulirt sei oder nicht. Ohnehin dürfte man den Dilettanten in unserer Zeit schon deswegen ein wenig die Stange halten, weil diese Mittelwesen, gleichweit abste hend von den patentirten Lichtfeln der Gelehrsamkeit wie von den gewöhnlichen irdischen Dickköpfen, mit ihrer angenehmen

Jeder manche gute Idee und hübsche Kenntniß unter die Leute bringen und sie an der Reine der Wissenschaft mit Geschmaç zu führen wissen, während die wahrhaft Gelehrten ihr Zeug oft nicht so vorzutragen verstehen, daß man's mit Vergnügen lesen kann.

Vor allen müssen wir nun von den alten Rhätiern sprechen. Wir wissen ja, daß diese einst das heutige Tirol, sowie das Land der drei Bünde bewohnt, sich durch todesmuthige Tapferkeit hervorgethan und in jenen festen Burgen gehaust haben, denen Horatius bekanntlich ein Verslein widmete. Die Geisterwelt dieser räthselhaften Rhätier ragt übrigens in das gewöhnliche Bewußtsein der heutigen Tiroler nicht sehr lästig herein — das heißt, sie macht ihnen wenig zu schaffen, um so weniger vielleicht, als sie jetzt mit den ihnen ebenso räthselhaften Protestanten genug zu thun haben. In Graubünden bezeichnet jener Name allerdings noch heut zu Tage ein unvergessenes, populäres Ur- und Ahnenvolk und wird dort in Poesie und Prosa ungefähr ebenso verwendet und gefeiert, wie der große und edle Name der Germanen in unsern deutschen Landen. Von jeher gebarten sich die drei Bünde an den Quellen des Rheins als „alt frei Rhätia“, obgleich es mit der Freiheit Jahrhunderte lang sehr schlecht bestellt war; von jeher behaupteten sie, die erste Kultur und ihre Sprache aus Etrurien, durch etruskische Lucumonen — Mons Lucumonius, der Lukmanier, wenn die Deutung

richtig ist,¹⁾ — erhalten zu haben. Noch vor kurzem galt es für ausgemacht, daß das Bündner Romansch dieselbe Mundart sei, in der einst König Porjena von Clusium gesprochen, als Mucius Scävola seine Hand vor ihm verbrannte; fabulirende Genealogen der letzten Jahrhunderte konnten viele Ehre einlegen und sogar Glauben finden, wenn sie den Ursprung der Edelgeschlechter des Landes auf den alten etruskischen Heerführer Rhätus, den die Gallier bekanntlich aus Oberitalien vertrieben, zurückzuführen suchten: man malt ihn dort heute noch auf die Schützenfahnen und zeigt die Burgen, die er erbaut haben soll. Ebenso konservirt man dort mit fast religiöser Ehrfurcht alle die falschen Etymologien, welche eine frühere Gelehrsamkeit zur Ehre des Landes erfunden. Man schreibt und druckt noch immer: Schloß Realt, als von Rhätus gegründet, sei Rhaetia alta, während es doch nichts anderes ist als riva alta (ebenso sind Reams und Rhäziuns nicht Rhaetia ampla und Rhaetia ima)²⁾; das Domleschgger-Thal sei vallis domestica, als das erste Haus- und Heimatsthal der eingewanderten Etrusker, während es in den Urkunden doch Tomillasca heißt u. s. w.

Im Lande Tirol wäre man nun zu allen jenen Ansprüchen ebenso berechtigt, aber man hat nur insofern gleichen Schritt gehalten, als Herr von Hormayr auch das Ladin von Gröden und Enneberg für das Idiom ausgab, in welchem der etruskische Augur

den Flug der Vögel deutete. Weiter ist man nicht gegangen, obgleich man mit ebenso viel Nachdruck hätte behaupten können: der alte Heerführer Rhätus sei mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel an der Etsch heraufgekommen, habe die gute Stadt Bozen gegründet, die Burgen zu Hoheneppan und Tirol erbaut, sofort auch eine Tirolerin geheirathet und mehrere Söhne erzeugt, von welchen die Grafen von Brandis, Spaur und Wolkenstein ausgegangen — lauter Annahmen und Aufstellungen, welche an der Etsch und am Eisack ebenso plausibel und glaubwürdig wären, wie die gleichartigen an den Quellen des Rheins. Allein zu jener Zeit, bald nach dem Erwachen der Wissenschaften, in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, als die Gelehrten der drei Bünde die alten Sagen aus den alten Schriften schürften und sie wieder landläufig werden ließen, geriethen die Tiroler in sehr widerwärtige Späne mit den neuen Rhätiern jenseits der Malser Heide, und da diese überdieß sich in großer Anzahl dem calvinischen Irrglauben ergaben, so wurden sich die Nachbarn immer fremder und abgeneigter, so daß bald aller geistige Verkehr erstarb.

Zudem klangen in Tirol noch die deutschen Sagen nach aus den gothischen Zeiten, Sagen von Dietrich von Bern, von König Laurin und dem Rosengarten, von Ortnit am Gartensee, auch von Herzog Berchtung von Meran, die dem poetischen Gemüthe

der Ritter und Edelräulein damaliger Zeit so volles Genüge thaten, daß sich der alte „Herzog Rhätus“ unmöglich einschmeicheln konnte. Deswegen haben denn auch die damaligen Tiroler den ganzen Rhäticismus, wenigstens als populär-historisches Element, mit allen Nutzen und Lasten den Bündnern überlassen. Bis vor kurzer Zeit schienen selbst die Gelehrten am Inn und an der Etzsch dieß nicht zu beklagen, vielmehr neidlos zuzusehen, wie die Nachbarn aus ihrem grauen Alterthum doch auch nichts rechtes zu machen wußten, und erst in unsern Tagen haben sich einige tirolische Forscher wieder den abgelegenen Urbewohnern zugewendet.

Es dreht sich hier alles um die Frage: ob die Rhätier, wie die Alten (Livius, Plinius, Justinus) meinen, etruskischen Geblüts oder, wie manche neuere annehmen, keltischer Verwandtschaft seien. Rudolf Rink, der geistreiche, früh verstorbene Forscher, ist in seinen Vorlesungen über die Geschichte Tirols (Innsbruck 1850) zu den Alten³⁾ zurückgekehrt. Ebenso Professor Daum in einem Programm des Innsbrucker Gymnasiums vom Jahre 1853. Die gelehrte Welt Tirols kennt ferner zwei Programme von Herrn Gymnasialdirektor Ruffinatscha in Meran (1863, 1865), der den keltischen Ursprung geltend zu machen strebt, und endlich eine sehr feine und vornehme Untersuchung von Herrn Albert Jäger, ehemals Professor zu Meran, jetzt Mitglied der Akademie der

Wissenschaften zu Wien, „Ueber das rhätische Alpenvolk der Breonen“ (Wien, 1863). Diese Schrift weist nach, daß jene am Brenner und im Innthale geſeſſen, und ſchließt mit dem Sage, daß wir in ihnen die keltiſchen Ureinwohner zu erkennen haben, die vor der Einwanderung der iuſtiſchen Rhätier die nach dieſen benannten rhätischen Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung inne gehabt.

Diese Untersuchung beſtätigt zwar nur, was in Tirol ohnedies ſchon als ſicher galt, iſt aber nach unſerm ſchwachen Urtheil die gediegenſte und belehrendſte Schrift, die über rhätische Fragen biſher geſchrieben worden. Man wird ihr in allen Hauptſachen beſtimmen müſſen, bis auf die Quinteſſenz am Schluſſe, über welche ſich vielleicht doch noch ein Wörtchen reden ließe.

Auch Herr Pfarrer Thaler in Ruens bei Meran beſchäftigt ſich gelegentlich mit den Urbewohnern und ſcheint ſich in ſeinen Schriften, ſoweit wir ſie geſehen haben, der wohlwollenden nach keiner Seite verletzenden Annahme einer Melange von Kelten und Etruſkern zuzuneigen, wobei auch das Altfranzöſiſche, welches er für die Sprache der ehemaligen romaniſchen Tiroler hält, eine ſehr wichtige Rolle ſpielt und zur Erklärung von Ortsnamen benützt wird, die aber leider auf andere Weiſe viel beſſer erklärt werden können.⁴⁾

Es ist nach allem diesem in den tirolischen Alpen-
schlünden nicht unbekannt, daß auch den Rhätiern
einmal ein Tag aufging, an dem sie selber unter-
gingen. Man weiß ferner, daß nach ihnen die Römer
kamen, verschiedene Kunststraßen bauten und einen
Generalkommandanten nach Terioli setzten. Daß auch
sie sich wieder hinweggehoben, ist augenscheinlich, da
man jetzt von der Grenzfeste Ruffstein bis in die Ge-
gend, wo Dorf und Burg Salurn an der Etsch, drei
Meilen oberhalb Trient, stehen, sich deutscher Sprache
bedient. Wann aber und auf welche Art diese Römer
ihren Abschied genommen, ob sie nicht etwa, nachdem
ihnen die Zügel der Herrschaft entfallen, im Lande
gleichwohl noch fortgelebt und wie weit ihre Spuren
etwa noch zu verfolgen seien, diese Fragen haben der
tirolischen Gelehrsamkeit noch nicht viel Zeit geraubt,
obgleich Albert Jägers Schriftchen auch hierüber
manchen gelungenen Zug enthält. Man fühlte zu
deutsch, um sich um solche Sachen viel zu kümmern,
um zu bemerken, daß man eigentlich noch ganz und
gar in romanischen Häusern und Höfen, Dörfern
und Städten sitze.

Es war etwa um das Jahr 1840, als der Tri-
enter Giuseppe Trapparti zu Gunsten seiner hochver-
ehrten Vaterstadt das Trentino gründen wollte, eine
bis dahin unbekannte Gegend, ein ideales Reich, welches
sich von Verona bis zum Brenner erstrecken und seiner
Zeit mit der Mutternation in Italien, zu der es einst

gehört habe, wieder vereint werden sollte.*) Er behandelte darin nach seiner Art die Deutschen als barbarische Eindringlinge, welche baldmöglichst aus dem Trentino vertrieben werden und sofort auch der natürlichen Grenzen wegen alle Landschaften an der Etſch, am Eisack und an der Rienz herausgeben müßten. Er bedauerte die Nachbarn, die Tiroler (*i nostri vicini, i Tirolesi*), die an jenen Strömen wohnen, weil sie weder Gesichter, noch Manieren, noch Sprache ablegen und sich nicht italianisiren wollen, während sie doch der italische Himmel, die Bedürfnisse der Civilisation und des Verkehrs hiezu längst aufgefördert und gerufen hätten. Man konnte in seinem Buche leichtlich zwischen den Zeilen lesen, daß dazumal in Trient schon das ganze deutsche Südtirol aufgeschrieben und bei jeder Ortschaft vorgemerkt war, wie ihr Name nach der Wiedervereinigung verschönert und veredelt werden sollte. Nicht nur Mauls und Schlanders sollten Mulio und Selandria, auch Brunecken sollte Brunopoli und Mühlbach sogar ein halb-mythologisches Milbacco werden. Es ist begreiflich, daß man in der deutschen Landeshauptstadt nicht ganz gleichgültig zusah, als die neue Welt des Trentino entstand, und daß man von dem Schöpfungsakte des vorlauten Professors wenig Segen für das allgemeine

*) Della storia e della condizione del Trentino nell'antico e nel medio evo. Trento 1840.

Wohl erwartete. Auch gelehrte Federn wurden aufgegeben, um das Irrthümliche des wälschen Conceptes nachzuweisen, und es erinnert sich noch mancher, mit wie scharfer Klinge Trients verwegener Kämpfe damals befehdet wurde. Namentlich drehte sich der heiße Kampf um das Dorf Riffian bei Meran, welches, wie der Italiener aus den alten Urkunden richtig ersehen, früher den scheinbar verdächtigen Namen Rufianum geführt hat, und welches der deutsche Gegner gleichwohl um's Leben nicht ablassen wollte. Jetzt hat aber die Sache einen auffallenden Umschlag genommen, indem sich herausgestellt, daß nicht bloß Rufianum, Riffian, ein sehr guter und ordentlicher Name römischer Abkunft ist, sondern daß die romanischen Ortsnamen in Deutschtirol so dicht aufeinander sitzen, daß die deutschen mitunter kaum zu Athem kommen können. Jenes Rufianum aber bedeutet, wie Jeder sieht, ein römisches Prädium oder Landgut eines Herrn Rufus (vielleicht *vir clarissimus*), und dieser kann sich möglicher Weise schon bald nach Christi Geburt hier niedergelassen haben, um fern von der Verderbniß des Cäsarenhofs ein *otium cum dignitate* zu führen. Es ist gerade in der Gegend von Bozen und Meran noch eine ziemliche Anzahl solcher Prädien zu verzeichnen, deren alte Namen sich an der Hand der Urkunden zumeist noch sicher herstellen lassen, wie Eppan = Appianum, Girsan = Cornelianum, Sirmian = Sirmianum, Prissian = Priscianum,

Griffian = Crispianum, Baßlan = Basilianum, Lana = Leonianum, Cohnen = Cajanum und andere mehr.⁵⁾ Da diese Namen in den kälteren Theilen von Deutschtirol nicht ebenso, sondern nur an jenen warmen üppigen, obst- und weinreichen Hügeln des Etzlands sich finden, wo Grund und Boden gewiß immerdar gesucht und eines hohen Werthes waren, so kann man leicht annehmen, daß jene ersten römischen Gutsbesitzer, wie man jetzt in Tirol zu sagen pflegt, „zu den besseren Leuten“ gehörten und ein feines, gebildetes Häuflein, eine geistreiche Gesellschaft darstellten, welche sich, wie es hier in den glücklicheren Zeiten des Landes, vor dreihundert Jahren, der Fall war und jetzt noch mitunter vorkommt, mit Kunst und Literatur beschäftigte, um mit den sinnlichen Reizen der duftenden Natur auch das Aroma des Gedankens zu verbinden. Ob aber jener Rufus, der Heros Eponymus von Riffian, derselbe Quintus Curtius Rufus, dessen Leben Alexanders wir in den Schulen lesen, ob dieser Cornelius, welcher einst zu Girsan seinen Kohl gebaut, der bekannte Biograph Cornelius Nepos gewesen, diese Fragen gedenken wir um so weniger anzuregen, als wir mit den Gelehrten keine Polemik hervorrufen wollen, welche doch kaum zu unsern Gunsten ausgehen würde.

Es ist ziemlich lange hergegangen, bis die Tiroler über ihre undeutschen Ortsnamen nachzudenken begannen. Sie waren von Jugend auf daran gewöhnt,

und wenn die Junsbrucker sich über ihr Amras, Altrans, Siftrans nicht die Köpfe zerbrachen, so ist es ebenso begreiflich, als daß auch die Münchner von der Frage, was allenfalls Pasing, Menzing oder Mubing bedeute, nicht wesentlich beunruhigt werden. Eines schickt sich nicht für alle und wenn gewisse Leute, wie Jakob Grimm, Ernst Förstemann*) und andere erhebliche Männer in solchen Namen die letzten hinterlassenen Worte längst vergangener Völker und Geschlechter, sowie deren anziehendes Vermächtniß sehen, so gelten sie den mehreren als ein gleichgültiger und unnützer Kram, mit dem man nicht die Zeit verderben dürfe, solange man etwas nützlicheres zu thun finde. Für jene wenigen nun, die der ersten Ansicht sind, ist es sehr verführerisch, sich mit diesen Namen, die da in dichter Ausfaat über Berg und Thal gehen, in ein engeres Verhältniß einzulassen und ihnen nach ihrer Herkunft schärfer in's Antlitz zu schauen. Dieser Versuchung bin ich auch schon einmal unterlegen und habe darüber sogar mit schwachen Kräften ein Büchlein geschrieben, welches ich in der Note schüchtern zu citiren wage.**)

Als ein guter

*) „Die deutschen Ortsnamen“ von Ernst Förstemann. Leipzig 1863; und „Altdeutsches Namenbuch: Ortsnamen II.“ 1859. — Zweite völlig neue Bearbeitung. Leipzig 1872. F. Förstemann.

**) Zur rhätischen Ethnologie von Dr. L. Steub. Stuttgart 1854. A. Bonz & Co.

Manſch wollte ich den Tirolern die Arbeit nur al-
nehmen, zu der ſie, wie ich ſah, vor wichtigeren Ge-
ſchäften nicht recht kommen konnten. Es ſtellte ſich
aber dabei heraus, daß in Tirol drei verſchiedene
Gattungen von Namen durcheinander liegen — eine
deutiſche, die wohl auch bald näher betrachtet werden
dürfte,⁶⁾ eine romaniſche, und eine dritte, welcher
weder mit deutſchem noch mit romaniſchem Schlüssel
beizukommen und die daher auf das Urvolk, auf die
Rhätier, zurückzuführen iſt. Die Wörter dieſer Gatt-
ung ſind bei der Gelegenheit mit etruſkiſchen Formen
verglichen worden und haben ſich dabei als gleich ge-
bildet erwieſen,⁷⁾ was den alten Sagen neue Beſtätig-
ung zu verleihen ſchien. Alle jene, welche die Rha-
tier für Kelten ausgeben, müßten nun andererseits
dieſe Sorte aus dem Keltiſchen zu erklären ſuchen;
allein die *Grammatica celtica* von R. Zeuß, das
ſchwer verdauliche Buch, in ſich aufzunehmen und die
Sache wiſſenſchaftlich zu betreiben, hat noch keiner der
Liebhaber Zeit oder Luſt gefunden und der banalen
Etymologien aus dem hochſchottiſchen Dictionary iſt
man nachgerade herzlich ſatt. Sollte ſich nun ein
Sonntagskind aufthun, das in jener Grammatik und
in althiberniſchen Idiomen ebenſo feſt zu Hauſe wäre,
als in den etruſkiſchen Grabſchriften und andern
Ueberbleibſeln der alten Tyrrhenerſprache, einer, der
mit archäologiſcher Wiſſenſchaft auch das Unterirdiſche,
was an den fernen Küſten des Oceans, was an

Sonnenburger Büchel bei Innsbruck, zu Matrei und zu Pfatten, oder in den etrurischen Nekropolen gefunden worden, unter einen Hut zu bringen, oder vielmehr, was meiner Ansicht besser entspräche, zu sondern und als nicht zusammengehörig gründlich zu scheiden wüßte, so wäre ihm eine fette Weide oder lohnende Ernte zu versprechen, sowie Gelegenheit zu Enthüllungen jeglicher Art, und wir andern alle, die jehigen harmlosen Kämpfer auf dem Plane, würden diesem Schiedsrichter für seine Mühe zeitlebens dankbar sein.

Bis der lang Ersehnte endlich gekommen, wollen wir aber nur noch anmerken, daß die tirolisch-bündnerischen Ortsnamen aus der vorromanischen Zeit ein leicht zu findendes und sehr charakteristisches Gepräge zeigen. Es sind nämlich einsilbige Stämme, an welche sich die früher mehr als jetzt vokalisirten Bildungen *s*, *en*s, *er*s, *urn*, *urn*s, *fein*, *juna*, *tina* u. f. w. ansetzen. In solchen Formen erschöpft sich die ganze Nomenklatur. Zusammengesetzte Namen sind nicht zu entdecken, während in der keltischen Namengebung fast nur Komposita zu finden. Deswegen können wir auch nicht leicht glauben, daß keltische Namen wie *Mediomatrici*, *Condictolitavis*, *Epomanduodurum*, *Benagomodurum*, *Vertacomacori* und die tirolisch-bündnerischen *Mals*, *Tils*, *Sils*, *Bendels*, *Taufers*, *Nauders*, *Salurn*, *Velthurns*, *Malsfein*, *Tilijuna*, *Salatina* u. f. w. aus derselben Münzstätte hervorgegangen. Auch jene Ausgänge in du=

num, durum, magus, briga, banne, welche die keltischen Ortsnamen so kenntlich zeichnen, werden in Rhätien vergeblich gesucht. Wäre endlich hier, wie dort in Gallien, die gleiche Sprache gewesen, so müßten die Ortsnamen, wie sie in den ersten Urkunden des Mittelalters auftauchen, hier wie dort ungefähr den gleichen Typus zeigen⁸⁾; allein die Art ist sehr verschieden. Bei Brequigny z. B. in den merovingischen Urkunden wimmelt alles von Namen auf *acum*, welche unter den undeutschen in Deutschtirol und Bünden ganz unerhört sind. In Wälschtirol finden sich zwar einige *-ago*, aber wo diese hergekommen, werden wir unten zu erklären suchen.

Lassen wir nun diese rhätischen Räthsel, die dem praktischen Verstand unserer Zeit doch zu wenig Nahrung bieten, und steigen wir aus dem hohen Alterthum hernieder in's mittlere, zu den romanischen Ortsnamen. Bei diesen sieht man doch wo und wie, denn sie lassen eine Erklärung ihres Sinnes zu, was den gebildeten Mittelstand mehr anspricht und ihm Gelegenheit zu denken gibt. Eigentlich könnte man sie die *Utschnamen* nennen, denn der Zusatz *accio* (oder *azzo*), welcher bekanntlich eine Vergrößerung oder eine Vergarstigung ausdrückt, macht sich in diesen Wörtern ungemein breit. Man findet auf jedem Schritt und Tritt⁹⁾ ein *Rasatsch*, *Parbatsch*, *Kompatisch*, *Rivatich*, *Rastellatsch*, *Valatsch*, *Kollatsch*, *Montatsch*, lauter sehr leicht verständliche Fortbildungen von *casa*,

prato, campo, rivo, castello, valle, colle, monte. Auch die übrigen romanischen Ableitungen fehlen nicht, so valletta, vallettone, Valseid, Valbaun, vallone, Ballun, vallina, Valsein u. s. w. So ist denn das altromanische Appellativum jetzt ein neutirolisch-deutsches Nomen proprium geworden, wozu es sich ganz gut schickt, da man's doch nicht mehr versteht. Es ist in dieser Einfachheit, die das Haus casaccia und den Berg montaccio nennt, eine wahre Bauernnomenklatur. Tropisch-poetische Wortbildungen, wie Sansjouci oder Montbijou, fehlen gänzlich. Uebrigens haben die Dörfer und größeren Ansiedelungen ihre Bezeichnung nur zum geringern Theile aus dieser Quelle gezogen (sie führen meist rhätische oder je nach den Gegenden deutsche Benennung)¹⁰⁾; dagegen sind die romanischen Namen am häufigsten an Höfen, Feldern, Wiesen, Wäldern Quellen, Bächen, Büchel und Felsen hängen geblieben.

In dieser Beziehung kann man Deutschtirol in eine stark romanische und in eine schwach romanische Hälfte theilen. In jener überwiegen der Zahl nach die romanischen Ortsnamen, in dieser die deutschen. Jene reicht von Süden her bis an's Brigner Kläusel, geht aber an der Etsch viel weiter hinauf und schließt noch die Gegend von Vandeck im Oberinntal ein. Puster-, Wipp- und Unterinntal gehören zum schwach romanischen Antheil; doch zeigt sich das fremde Element in einigen Seitenthälern, z. B. in Stubai, im Ziller-

thal, noch sehr bemerklich. Die letzten Ausläufer streifen bis an die bayerische Grenze, wie denn hinter der Zugspitze nicht fern vom Gibsee noch ein Pontivessteg (ponte d'ives, Eibenbrücke), am Achensee ein Dalvazzenbach ([rio] d'ulvazza, Rohrbach) und bei Hopfgarten die wegen der herrlichen Aussicht ebenso berühmte, als wegen ihrer mehr als frugalen Kneipe verschrieene Salve (selva)¹¹⁾ ungefähr als Marksteine sich darbieten.

Besonders auffallend ist dabei, daß gerade der hohe, wilde, unbewohnte, nur mit Almenhütten besetzte und nur im Sommer betretene Gebirgskopf hinter Tegernsee zwischen dem Achenthal und der Scharnitz noch voll von romanischen Namen steckt. Da ist das Glairischer Thal (glaries, Pl. von glarea, Gries), die Zirler Kriste (crista, Felsenkamm), das Lavatscher Thal (l'aquaccia, l'avaccia), das Pfünser Thal (fundes), das Walztürner Thal (val de sturno, Staaren-Thal), der Bach Dalvazz u. a. m. Da haben also bis tief in's Mittelalter herein die romanischen Sennerinnen ihre ladinischen Almenlieder und Schnaderhüpfel gesungen, wo jetzt vielleicht die Unterinntaler Gaisler und Ochsner glauben: diese Berge seien nur für sie erschaffen worden und vor ihnen sei nichts dagewesen als die Salvangsen,*) die Waldweiblein und die saligen Fräulein.¹²⁾

*) So heißt man in den südtirolischen Thälern die wilden Waldmenschen, die ehemals als Ureinwohner da gelebt haben

So viel aus den Ergebnissen unserer Nachtwachen. Es sind nach Ausfäuberung der rhätischen an fünfzehnhundert romanische Vokalnamen in Deutschrhätien erklärt worden, und wenn man jene hinzu rechnet, die sich jetzt jeder selbst auslegen kann, so fällt ein Erntesegen von mehr als dreitausend Körnern heraus. Nun möchte man glauben, wenn in einer Urgeschichte auf ziemlich kleinem Umfang dreitausend bisher mundtode Ortsnamen plötzlich Sprache und Bedeutung gewinnen und zu reden und sich zu erklären anfangen, so sollte dieß einen vernehmbaren Lärm und ein so unterrichtendes Geräusch verursachen, daß nicht bloß die wirklichen Gelehrten, sondern auch die gewöhnlichen Sonntagsforscher aufmerksam würden und erstaunt aus dem Schlafe führen; aber in den Alpen wo die großartige Natur hauptsächlich das Auge in Anspruch nimmt, sind die Ohren für das Neue und Unerhörte weniger empfänglich. Darum gelang es auch dem obenerwähnten Schriftchen, sich in solches Dunkel zu hüllen, daß selbst manche der gelehrtesten Tiroler keine Notiz davon nahmen. So geschah es, daß noch vor drei Jahren ein sonst sehr gut unter-

stehen. Es ist das lat. silvanus. Dießseits des Brenners ist das Wort jetzt nicht mehr üblich, oder wenigstens nur in seiner letzten Hälfte, die als Fanga, Fenga im Oberinntal und Vorarlberg noch heute einen solchen Waldmenschen bedeutet.

richteter Herr Z. (im Morgenblatt der Bayerischen Zeitung) auf der Höhe des Fallmerayerischen Tschötsch ganz laut ausrief: „Wenn doch einmal einer käme, der alle Orts-, Hof-, Berg- und Waldnamen Tirols in ihrer jetzigen und ältesten urkundlichen Gestalt verzeichnen wollte, denn es dürfte dadurch manches Licht in die Erklärung dieser räthselhaften Benennungen und in die Geschichte Tirols gebracht werden“ was den Kenner gerade so anmuthet, als ob ein Nichtkenner der tirolischen Bibliographie sich mit ausgepannten Armen auf den Berg Isel stellen und ausrufen würde: „Wenn doch einmal einer die tirolischen Sagen und Märchen sammeln wollte!“ — gleichsam als hätte es Herr Professor Zingerle nicht schon längst in ausgezeichnete Weise gethan! Und den guten Franziskaner Schöpf, den dahin geschiedenen Verfasser des tirolischen Idiotikons, hat wohl gar seine Ordensregel abgehalten, das Schriftchen zu Rath zu ziehen, was weder seinem Christenthum noch seinem Idiotikon hätte schaden können.

Es ist aber wirklich meine unmaßgebliche Ansicht, daß die tirolische Ethnologie nicht den kleinsten Schritt sicher vorwärts thun kann, ehe sie sich mit jenen Namen endgültig in's Reine gesetzt, und die geringen Erfolge der letzten zwanzig Jahre sind wohl nebenher auch jener nationalökonomischen, fast magyariſchen Enthaltſamkeit zuzuschreiben, welche sich nicht mit Kolonialwaaren befaſſen will, die vom „Ausland“

importirt wurden. Aber alles Zusammenkramen und Gegeneinanderhegen längst bekannter griechischer und römischer Textesstellen, die Hebung ihrer Widersprüche, Auffindung neuer, Verbesserung der bisherigen Geseart, Wiederherstellung der alten und der ganze gelehrte Land wird in seiner schwachen Tragweite um so baldier erkannt werden, je mehr man in der jungfräulichen Vollsaftigkeit des Bodens die Anhaltspunkte findet, um die konfuseu Angaben schlecht unterrichteter Klassiker auf ihren wahren Werth herabzusetzen und, was mitunter noth thut, ganz zu beseitigen.

So überraschen uns denn allenthalben die Zeichen eines sehr lange nachdauernden Romanismus selbst in Nordtirol. Aber freilich ist dessen Anfang viel leichter zu bestimmen, als sein Ende oder allmählicher Untergang, über welchen der Geschichte nur mühsam einige Andeutungen abzulocken sind.

Als des heiligen Korbinian Leiche in's Gebirge getragen wurde (730), weil der Mann Gottes gewünscht hatte, in der waldigen Stille bei Meran an der Seite des heiligen Valentins zu ruhen, nahte sich dem Leichenzug im Oberinntal wallfahrend auch ein fieberkranker romanischer Edelmann und erlangte, wie zu erwarten, seine Gesundheit so schnell wieder, daß er sogleich zu Pferde steigen und nach Hause reiten konnte. Aribio, der Bischof von Freising, der uns den Vorfall erzählt, sagt: es sei *quidam nobilis*

Romanus, nomine Dominicus, Breonensium plebis civis, also einer aus dem Volke der horazischen Breuni gewesen. Herr Dominicus war aber auch in Nordtirol noch lange nicht der letzte „Römer“. Der Name Dominicus, Minigo, kommt in den späteren Urkunden so häufig vor, daß man deutlich abnehmen kann: er sei in diesen Alpen damals eben so beliebt gewesen, wie jetzt der Name des heiligen Joseph, des Landespatrons, auf welchen die meisten tirolischen Kinder getauft werden. Auch die jetzigen Familiennamen Mengutischer, Mangiker u. dergl. leiten sich von einem alten, längst verschollenen Miniguccio, Miniguzzo ab, und im Winstgau steht noch ein Hof, der geradezu Serminig, das ist Ser Minigo, Herr Dominicus, heißt.¹³⁾ Und noch einmal beleuchtet die tirolische Geschichte mit ihrem beneidenswerthen Strahl im Jahre 828 einen reichen vornehmen Römer mit Namen Quartinus, erbgeessen in der Gegend von Sterzing, aus einer Familie, die schon im Antoninischen Zeitalter dort Grabsteine abgesetzt, einen Mann „aus der Nation der Noriker und Pregnarier“ (Breonenser), wie er sich mit Würde zu nennen beliebt. Unter „Norikern“ verstand man aber in diesen Jahrhunderten die Bayern. Sicherlich war bei den rhätischen Romanen der Sprachgebrauch entstanden, die mancherlei Barbaren, die im nördlichen Flachlande herumgezogen, also zuletzt die Bajuwaren, ein für allemal Norici zu nennen (was diese in ihren Schriften

später selbst nachahmten) — ungefähr so, wie man jetzt (1866) in Trient die deutschen Landesjäger, welche in der Schlachtenjoppe und mit dem Stutzen durch die Stadt ziehen, ohne Unterschied i Seiri, die Pässeirer, nennt. Vallis norica, Norithal, Orithal, heißt bis in's elfte Jahrhundert der lange Strich zwischen Innsbruck und Bozen, welchen die Bayern als ihre Heerstraße wohl gleich von Anfang an sehr stark besetzt und besiedelt hatten, und es bedeutet dieser Name nichts anderes als Bayerthal.

Jener reiche Quartinus aber erscheint in drei verschiedenen Urkunden und diese lassen uns einiger Maßen errathen, wie die deutschen und die Wälschen damals im Bayerthale zusammen lebten. Zu Regensburg hauste in jenen Tagen König Ludwig, Karls des Großen Enkel, später der Deutsche genannt, und waltete über Bajuvarien. In seinem Reiche dießhalb des Gebirges fanden sich wohl noch hie und da romanische Zinsbauern, allein die reichen und angesehenen Patrimonialherren römischer Abkunft waren schon zu Odoaker's Zeiten flüchtig nach Italien gewandert. Aber auch im norischen Thale scheint der reiche Quartinus von seiner Art der letzte gewesen zu sein. Der Enkel des Romulus, der Nachkomme der heidnischen Groberer, zeigt sich jetzt als bayerischer Staatsbürger und als frommer Christ. Von den Guriern, den Fabiern, den Corneliern und Valeriern war keiner mehr um ihn herum — alles verstorben,

verschollen und vergessen. Dafür saßen schon seit drei Jahrhunderten die Bajuwaren im Lande, diese, wie der Zeitgenosse Aribio sagt, *homines proceri in caritate et humanitate fundati*, welche sich aber trotz ihrer Nächstenliebe und Menschlichkeit bereits fast allen Grund und Boden zugelegt hatten, und wenn er, der hinterbliebene Römer, eine Urkunde zu errichten ging und sich um Zeugen umsah, so konnte er ebenbürtige Standespersonen aus der ehemals herrschenden Nation nun nirgends mehr finden, sondern mußte die germanischen Gutsnachbarn beiziehen, welche sich nicht Gajus oder Lucius, sondern Paldinc, Aldahart, Odalker, Ellanberht, Meginhart oder gar Sinfarfizilo (nordisch Sinfjötli) nannten und welche *more bavarico* bei den Ohren gezupft wurden. Mit ehelichen Leibeserben war Quartinus nicht gesegnet; Verwandte romanischen Geblüts scheinen ihn auch nicht umgeben zu haben, nur seine Mutter Clauza (Claudia) war noch am Leben und in seiner Pflege. Für seine bayerischen Freunde im Morithal trug er wohl kein warmes Herz im Busen, jedenfalls schienen ihm die lieben Heiligen im Himmel oben beachtenswerther, und so schenkte er denn zu seinem und seiner Eltern Seelenheil alles, was er hatte, Felder und Wälder, Acker und Wiesen, Weiden und Weingärten, sein Haus im Schloß zu Wipitina (Wipitenum, Sterzing) und seine Güter in verschiedenen andern Dörfern, zu Stilbes, Torentes, Balones, bei Bozen und im

Binstgau dem heiligen Candidus zu Innichen, vertreten durch den ehrwürdigen Vater Gatto, den Bischof von Freising. Quartinus nährte dabei die begründete Hoffnung, je mehr irdischen Genuß die andächtigen Brüder daselbst aus seinen Weizenfeldern und Weingärten ziehen würden, desto höher müßten seine himmlischen Freuden im Jenseits steigen. Jenes Gotteshaus und Kloster aber, in der Wüstenei des Pusterthales, hatte einst im Jahre 770 der hochselige Landesherr Thasilo II. gestiftet, als er von der Romfahrt heimkehrend zu Bozen Kasttag hielt, und es war sein Trachten bei dieser Stiftung, daß „das ungläubige Volk der Slaven (welches an der Drau heraufgekommen war) auf den Weg der Wahrheit geleitet werde“. An diese bajubarisch-christliche Befehrungs- und Bildungsanstalt schenkte also der fromme und reiche Römische seine liegenden Güter und nicht bloß diese, sondern auch fünf Leibeigene aus seinem romanischen Gesinde, welche er Urso, Secundina, Mora, Marcellina, Tata nennt. Die erste Urkunde, welche zu Innichen ausgestellt ist, fertigten nach den oben erwähnten und einigen andern Bajubaren vier romanische Urso, zwei Minigo, zwei Lupo, ein Johannes u. s. w. Die zweite wurde zu Wibitina errichtet und von mehr als zwanzig deutschen Zeugen und den Römischen Orilius, Dominicus (deren zwei sind), Passivus und Currentius unterzeichnet. Die dritte entstand zu Pressena (Brigen) und weist außer dem eben gedachten

Orilius, der nunmehr Aurelius heißt, zufällig nur noch deutsche Namen auf.*)

Eine andere beachtenswerthe Handfeste ist uns ferner aus dem Jahre 993 geblieben. Damals schenkte Adalpert, ein deutscher Edelmann, der Kirche zu Brixen das Eigenthum, welches er zu Stilfs in demselben Thale Wibitina hatte, *exceptis duobus mansis latinis*, ausgenommen zwei romanische Höfe, d. h. solche, die von romanischen Dienstleuten bewirthschaftet wurden. Auch zwanzig Leibeigene, Lateiner und Lateinerinnen, werden mitverschent, darunter wieder viermal der bekannte Minigo, ein Urso, ein Sulvan, eine Urja, drei Johannes u. s. w. Herrn Adalperts Gemahlin wird Drujunda genannt, was wohl auch ein deutscher Name (vielleicht Turisind, Turswind) ist. Herrn Gepols Gattin, die um diese Zeit zu Brixen begraben ward, nannte sich gar Chrimhilda.**)

Die romanischen Eigenleute enthalb des Brenners führen in den Urkunden jener Tage noch lauter lateinische und kirchliche Namen und sind daher leicht zu unterscheiden

*) Siehe die Urkunden bei Meichelbeck, *Historia Frisingensis* II. Nr. 532.

**) Resch, *Annales Sabionenses* II. S. 659, 675. Jener Name ist übrigens hier nicht ohne Bedeutung. Siehe Zeugnisse und Excurse zur deutschen Heldensage von R. Müllenhoff in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum XII. S. 300.

von den bajuvariſchen Herren und Knechten, da dieſe an ihren alten heidniſchen feſthielten.*)

Aber von der Zeit an, da man das Jahr Tausend ſchrieb, verlieren ſich dieſe Anzeichen mehr und mehr. Ohne Zweifel haben die Romanen im langen Zuſammenleben allmählich auch bajuvariſche Namen angenommen und eben ſo ſicher iſt es, daß jezt mitunter ein Deutſcher nach einem griechiſchen oder römiſchen Heiligen oder gar nach einem hebräiſchen Patriarchen getauft wurde. Die Diagnose iſt daher nicht mehr ſo zuverläſſig wie früher, aber jedenfalls darf man annehmen, daß im Biſthum Brixen, welches damals in Südtirol das Pustertal und das Eisackthal bis unter Klausen zu ſeinem Sprengel rechnete, der Germanismus von jener Zeit an das entſchiedene Uebergewicht hatte.¹⁴⁾

Nicht ganz das Gleiche finden wir in den mehr romaniſch gefärbten Biſthümern von Trient und Chur, welche damals den übrigen Theil von Südtirol in kirchlicher Verwaltung hatten und ſich an der Paſſer

*) Dieſe Anſicht Steub's darf nicht dahin verſtanden werden, als ob es in jener Zeit nicht auch „municipia“ (Eigenleute) mit deutſchen Namen gegeben habe; vgl. dazu Dr. Oswald Redlich, *Acta Tirolensia* (die Brixner Traditionsurkunden vom 9. Jahrhundert an, Innsbruck 1886), inſbeſondere Nr. 15 (a. 985—993), wo fünf „municipia“ die Namen Enzi, Engilhart, Guntheri, Wipila und Reginhilt führen, jedoch nach ihrer Nationalität nicht näher bezeichnet ſind. (Ann. zur zweiten Aufl.)

bei Meran begrenzten. So treten noch in einer Urkunde des Jahres 1149, welche in dem mehr erwähnten Riffian errichtet wurde, neben den deutschen Herren Schwicker von Mals, Hartwich von Schenna und Dietmar von Tschengels drei romanische Bauersleute mit dem gleichen Namen Miniguzzo auf und andere, welche Vitus, Adam, Simon, Johannes, Leo heißen, woraus wir deutlich entnehmen können, daß dazumal in der Gegend von Meran noch sehr viel romanisch, vielleicht mehr als deutsch, gesprochen wurde. In einer andern, ebenfalls zu Riffian, aber im Jahre 1175 verfaßten, kommen wieder zwei Minigo, zwei Vitus und ein Johannes, vielleicht noch die alten, vor.*) Auch ist eine Binstgauer Urkunde aus dem Jahre 1277 bekannt, in welcher Graf Meinhard von Tirol seinen Leibeigenen Jakobus, des Minigo Sohn von Glurns, an die Kirche von Chur gegen deren Mann Juseppus, des Conzo Sohn von Ramus, vertauscht, bei welchem Akte Nicolaus von Prada, Johannes Markwarts Sohn, Michael, Nikolaus und Petrus Bellavita von Malles als Zeugen erscheinen. Daneben werden allerdings auch noch Rupprecht von Prada, Ulrich von Aguns, ein Diener, welcher sich Hactentibel (Hactenteufel) nennt, und Walther, der Dechant, erwähnt, von welchen einer oder der andere, am ehesten der Diener Hactenteufel, ein Deutscher

*) Siehe Monum. Boica. VII. S. 50 und 358.

gewesen sein mag; indessen sieht man doch aus dem Ganzen, daß jene schöne Landschaft zu den Füßen des Ortlers sich damals noch mit gutem Rechte für eine romanische halten konnte. Nicht viel anders scheint es ein Jahrhundert später gewesen zu sein, nämlich am 7. Februar 1388, als Herr Johann von Reichenberg dem Minigo, Sohn des Dechant's Johannes von Mals, und dessen Bruder Johannes auf ewige Zeiten das Dechantamt mit allen dazu gehörigen Rechten und Gütern verleiht. Dabei werden noch andere Männer, wie Alexius, ein Jacobus Gradadina von Tarsch, Nicolaus von Rivair, ohne Zweifel Romanen, und wieder andere mit deutschen Namen genannt. Daß die Urkunde lateinisch spricht, während für derartige Dokumente zu Chur wie zu Brigen schon seit hundert Jahren die deutsche Sprache eingeführt war, scheint ebenfalls anzudeuten, daß sich die Malser damals noch halbwegs für Italiener hielten und noch italienischem Brauche folgen zu müssen glaubten.¹⁵⁾ Ganz anders aber nimmt sich die Sache aus im Jahre 1509, als die Gemeinden von Mals, Burgeis und Nauders zusammentraten, um die Gepflogenheiten festzustellen, welche sie bisher gegen das Pilgerspital zu St. Valentin auf der Malser Heide beobachtet hatten und fürder beobachten wollten. Sie thaten dieß in einer langen Urkunde, welche im besten bayerischen Deutsch der damaligen Zeit verfaßt ist. Nichts erinnert mehr an den Romanismus, als etwa

die Taufnamen Claut (Nicolotto), Minig, Tschwan (Giovanni) u. dgl. Dennoch ist anzunehmen, daß die deutsche Sprache damals nur erst eine amtliche Geltung hatte, wie dieß heute noch in Gröden und Enneberg der Fall ist, daß zwar die Honoratioren auf den Schlössern und in den Flecken sich deutsch unterhielten, daß aber das mindere Volk, zumal in den Seitenthälern von Taufers, Matsch, Plenail u. s. w., noch überwiegend romanisch war. Das reiche, vornehme Mals mit seinen sieben Kirchen hatte sich immerhin schon dem Germanismus ergeben. Schon dazumal werden Hans Waibel von Konstanz und Hans Enperger, Schulmeister der deutschen Schule zu Mals, genannt.¹⁶⁾

Um nachzusehen, wieweit sich diese urkundlichen Spuren noch anderwärts verfolgen lassen, gebricht mir jetzt die Zeit; jedenfalls würden sie, fleißig zusammen getragen, hinreichen, um für das zwölfte oder dreizehnte Jahrhundert eine tirolische Sprachkarte zu entwerfen, welche von dem heutigen Bestande wesentlich abweichen dürfte. Abgesehen von den Namen sind übrigens positive Angaben über die Sprachverhältnisse in den Urkunden höchst selten zu finden. Wenn die Leute nur einen tugend samen Lebenswandel führten und mit Zins und Zehnt nicht im Rückstand blieben, hielt man's, wie es scheint, für indiskret, sich um ihre Nationalität zu kümmern oder diese in den Schriften zu bemerken.

Insbesondere zeigt dieß der Codex Wangianus, welchen R. Rink 1852 zu Wien herausgegeben hat,*) ein Urkundenbuch des Bisthums Trient, welches vom elften bis in's vierzehnte Jahrhundert reicht. Die Diöcese erstreckte sich damals einerseits bis über Bozen hinaus und nach Meran, anderseits bis gegen die obere Veroneser Klause hinab, so daß sie — nach der jetzigen Sprachgrenze gerechnet — etwa zu einem Drittheil deutsch, zu zwei Drittheilen wälsch war. In der That finden sich auch nur sehr wenige Urkunden, in welchen nicht Leute aus beiden Hälften durcheinander als Handelnde oder als Zeugen auftreten, aber dennoch ist so selten von ihrer Nationalität die Rede, daß nur einmal zu Riva am Gardasee ein *Federicus teotonicus* erwähnt wird. Ein ander Mal kommt auch vor, es sei eines Tages, am 24. Dezember 1307, als die Tafel im Palaste schon gedeckt und der Bischof mit vielen Gästen vom Clerus und vom Volke sich eben daranzusetzen im Begriffe war, Herr Jakob von Rottenburg, ein Teotonicus (aus dem Unterinntale), hereingetreten und habe, da er des Lateinischen nicht kundig, durch Herrn Oderich von Coredo (aus dem Monsberg), als seinen Dolmetscher, protestirt und behauptet, die Edlen von Segonzano hätten ihm schon lange ihr Schloß mit allen Behen des Hochstifts Trient zu kaufen gegeben,

*) Fontes rerum austriacarum. Wien, 1852. V.

und es gehöre dazu auch das Recht, den Bischof und seinen Hof bei Tafel zu bedienen und das Schenkenamt zu üben. Der Bischof Bartholomäus Querini, ausnahmsweise ein Italiener, habe darauf zur Antwort ertheilt, ihm sei von dem Umstande nichts bekannt; wenn aber dem Ritter ein Recht zustehe, so solle es ihm nicht verloren sein.

Es entsteht ein eigenthümliches Genrebild feudaler Herrlichkeit vor unserm geistigen Auge, wenn wir uns vorstellen, wie der stolze Löwe von Rottenburg, wo einst St. Notburga gewohnt, gestiefelt und gespornt, wahrscheinlich mit seinem siebenfach gesiegelten Pergament in der Hand, in den gothischen Speisesaal tritt und den ehrwürdigen Bischof, der kein Wort deutsch versteht, vor dem gesammten Hofstaat und den Honoratioren von Trient, in seiner gurgelnden Muttersprache anschreit, um vorzustellen, daß es seine ritterliche Würde und sein adeliges Amt sei und daß er sich's nicht nehmen lasse, dem Kirchenfürsten und seinen Tischgenossen gleichsam als Aufwärter und Oberkellner die Speisen zu serviren und die Becher zu füllen!

Die Einwohner von Bozen führen schon in jener Zeit meist deutsche Namen, doch haben sich wohl, wie jetzt, auch manche Italiener dort aufgehalten. (Siehe z. B. die Urkunde Nr. 90, welche errichtet ist in *burgo Bauzani, in domo lapidea Odelrici Menegelli*, eines verkleinerten Minigo.) In dem wälschen Ge-

biete schlugen bei Priestern, Bürgern und Bauern die kirchlichen Namen vor, die Ritter und Edelfrauen aber prangen noch in denselben bayerischen (hier wohl besser longobardischen) Namen, wie die Ritterschaft im Brixner Bisthum, nur daß jene durch die Notare etwas italienisirt sind.

So finden sich Arpo (Aribo), Maginfredus, Gislembertus, Adelpretus, Amelricus, Rodegerius, Adelgaussus (Adelgoz), Armengarda, die Gemahlin des Priesters Konrad von Terzolaso*) und deren gleichnamige Tochter, Berta, Gisla und sehr viele andere dieser Art. Darunter auch zahlreiche italienische Diminutiva, wie Riprandinus, Henrigitus, Uguzzonellus (von Hugo, Ugo, Uguzzo, Uguzzone). Der sehr häufige Oluradinus dürfte wohl Olbradinus zu lesen sein und vom deutschen Wolfrat herkommen. Mit dem dreizehnten Jahrhundert beginnen auch die Namen aus den ritterlichen Sagentreisen, wie Vanzello, Percival, Tristaminus, letzterer der Sohn des Herrn Tristams von Lana' bei Meran. Aus jenem leichten und vielfältigen Verkehr miteinander, bei welchen niemals von Unkenntniß der Sprache die Rede ist, möchte man annehmen, daß damals die

*) Dieser Konrad war vom weltlichen in den geistlichen Stand übergetreten, wie aus der betreffenden Urkunde von 1213 (Cod. Wang. S. 269 ff.) selbst hervorgeht, da es dort heißt: „Armengarda, quae dicebatur uxor jam dicti Conradi.“ (Anm. zur zweiten Aufl.)

„Gebildeten“ in beiden Hälften des Bisthums fast mehr noch als heut zu Tage zweisprachig gewesen, wie denn freilich auch die Sprachgebiete noch viel mehr durcheinanderliefen. — Interessant ist eine Urkunde vom Jahre 1222, in welcher etwa dreißig Einwohner und Einwohnerinnen von Neumarkt aufgezählt werden — den Namen nach zum größeren Theil Italiener. Ganz vom deutschen Geist durchweht sind dagegen die Ordnungen, welche Bischof Friedrich von Wanga im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts für die Bergwerke bei Trient erlassen hat. Hier führen die Berge noch deutsche Namen, die Gewerken und Knappen sind Deutsche und die nicht immer ganz verständlichen Kunstausdrücke des Bergbaus sind alle der deutschen Sprache entnommen. Dort ist auch bestimmt, daß die Gewerken in der Stadt wohnen und Bürger von Trient werden sollen, wodurch dem deutschen Blute daselbst gewiß eine neue Auffrischung zu Theil wurde.

In späteren Zeiten lassen sich, so viel bis jetzt bekannt, nur aus Bündner Quellen einige Nachrichten schöpfen. So sagt Ulrich von Campell (1550), daß zu seiner Zeit noch das Dorf Partschins bei Meran, Guler von Wines, daß das Matscher Thal bei Mals noch sechzig Jahre später romanisch gesprochen habe. Nach mündlicher Mittheilung wollen sich alte Matscher Bauern noch jetzt erinnern, daß man in ihrer Jugend romanisch gesprochen, was mir aber kaum glaublich scheint.

Uebrigens ist der ehemalige Romanismus nicht bloß in den Ortsnamen, sondern auch in manchen andern Dingen jetzt selbst noch dem bloßen Auge sichtbar, obgleich er mitunter den Verfassern der Idiotiken nicht recht klar werden will.¹⁷⁾ So sind noch heutiges Tags im Etschland alle Ausdrücke für die verschiedenen Gemeindeverbände romanisch; so Dechanen decania, Malgerei marcheria, Miegel regula, Seegliga u. s. w. Auch die Sprache des Weinbaues kommt noch fast ungemischt aus der romanischen Zeit.¹⁸⁾ Und daß selbst auf der bajuvarischen Brecherspiz und dem hohen Miesing, wenn auch nicht die virgilischen Tithrus und Amarullis oder Menalcas und Phyllis, so doch andere römische Hirtenpärchen einst ihre Idylle abgespielt, das zeigen neben jenen Ortsnamen jetzt noch nach vielen hundert Jahren auch andere romanische Ausdrücke, die sich in der bayerischen Alpenwirthschaft erhalten haben, wie Senn, churwälsch segnun, Kaser casara, Söller solarium, Schotten excoctum, und der größte Theil der populären Alpenbotanik, wie Marbl marrubium, Madaun montanum, Speiß spica u. s. w.

Also nicht nur einst zur Heidenzeit ganz Rhätien ein romanisches Land, sondern selbst noch in christlichen, bajuvarischen, ja vielleicht noch in tirolischen Zeiten Wälsche bis in's Achenthal! „Welch' ein Triumph für unsere Bescheidenheit!“ rufen vielleicht die feurigen Italianissimi, wenn sie anders diese

Blätter lesen; „wären wir doch schon mit einem Italien bis zum Brenner zufrieden gewesen und nun erweitert sich unser Gedankenreich bis an die Zugspitze oder den Wendelstein!“ Dazu die Entsagungsfähigkeit der großen deutschen Nation, welche nicht wie andere für ihre natürlichen Grenzen, sondern nur für Arrondirung der Nachbarn schwärmt!

Es darf nicht überraschen, wenn viele brave und ehrenwerthe Tiroler solche Abhandlungen, wie die unsere, sehr unwillig aufnehmen und sie sogar für gefährlich halten. Heißt das etwas anderes, sprechen sie, als den Bersaglieri ein Stelldichein auf dem Brenner geben? Kein Wunder, wenn sie den Weg zur Scholastika am Achensee dann auch noch finden! Muß man solche widerliche Geschichten in den Zeitungen austramen, oder soll man sie nicht lieber mit einer Tarnkappe verhüllen und in den unzugänglichsten Rumpelkammern vergraben?

Doch verzaget nicht, denn das Gleichgewicht läßt sich unschwer wiederherstellen. Dem Kriegs- und Eroberungsplan der Italianissimi fehlt es vor allem an linguistischer Gründlichkeit. Nördlicher als in den jetzigen Sizen haben nämlich die eigentlichen Italiener nie gewohnt. Seitdem die alte Römersprache in ihre Töchter auseinandergegangen ist (vor etwa dreizehnhundert Jahren), sprach man im jetzigen Deutschtirol dasselbe Idiom, wie noch heut zu Tage in Gröden, in Enneberg und in Graubünden, ein Idiom, das

man in Trient so wenig versteht, als in Innsbruck — ein Idiom, welches sich zu den provenzalischen Sprachen stellt und mit dem Catalanischen vielleicht mehr gemein hat, als mit dem Venetianischen. Wenn nun die Italiener die Rücksicht auf die alte Sprache, welche einst zu Bozen und Brigen gesprochen wurde, im Sturm der Leidenschaft nicht ganz beiseite setzen wollen, so werden sie selber einsehen, daß sie auf jene Städte eben so wenig Anspruch haben, als auf Montpellier oder Toulouse.

Wäre dem aber auch nicht ganz so, so fielen die Abrechnung dennoch zu unsern Gunsten aus. Wenn auch einst am Achensee italienische Sennerinnen Almenrosen und Vergißmeinnicht gewunden hätten, so gab es doch auch eine Zeit (unter den Longobarden nämlich), wo in Benevent so gut deutsch gesprochen wurde, wie jetzt in Bozen. Und was die Ortsnamen betrifft, so gehen die deutschen viel weiter nach Italien hinein, als die romanischen heraus. Jene oft unangenehmen Verräther anderer Zeiten sind in Oberitalien sogar nicht selten, und sehr leicht an dem Anseh-engo zu erkennen, welcher unser deutsches-ingen ist. Oder sollte nicht jeder gute Deutsche einsehen, daß Namen wie Buffolengo, Rodengo, Varengo, Pozzolengo, Gottomengo, Gossolengo nur die unverkennbaren Doppelgänger unserer Büßling, Roding, Bäring, Püßling, Güttling, Güßling sind? Sonderbarerweise scheint es unter Altbayerns gebildeten Touristen noch keinem

einzigem aufgefallen zu sein, daß jenes Ghislarengo an der Sesia oberhalb Vercelli ganz genau unser bekanntes Geiselhöring, die Eisenbahnstation an der kleinen Baber, ist.*) Freilich befand sich auch der sonst große Kaiser Napoleon in einem bedauerlichen Irrthum, wenn er seine Schlacht von Marengo bei einem italienischen Dorf gewonnen zu haben glaubte, da es doch ursprünglich ein deutsches war, dem Namen nach ganz identisch mit dem durch seinen Gewerbefleiß und seine Brauerei ausgezeichneten Mehring, zwei Stunden von Augsburg.

Diese Gleichungen sind vielleicht neu, aber sie sind dennoch richtig. In den alten italienischen Urkunden finden sich noch mancherlei Namen, wie Gatingo, Justingo, Munefingo, Audolingo,**) lauter Orte, welche tief in der Lombardei liegen und doch dieselben sind, wie unser Gating, Justing, Münsing, Nibling.¹⁹⁾

Wenn einmal ein sprachgewandter Mann aufstünde, um die oberitalienischen Namen mit dem Auge eines alten Longobarden zu betrachten, so würde wohl noch manche Ueberraschung herausspringen. Vielleicht

*) Gisalharingun hieß es ursprünglich, woraus dann, da die Italiener kein h aussprechen, Gisalaringun und zuletzt das jetzige Ghislarengo wurde.

**) Siehe noch mehrere bei F. Diez, Grammatik der romanischen Sprachen. 2. Aufl., II., S. 353, wo auch die Nachweisungen.

darf man jetzt schon fragen, ob denn da, wo unser
ingen sich so vielfältig findet, nicht auch unser — aha,
— ach vorkommen sollte? Und wer weiß, ob jene
— ago, — aga, die auch nur in Oberitalien, aber
da sehr häufig zu treffen sind, auf diese Frage nicht
eine Antwort geben können? Man hat sie bisher für
keltisch gehalten, aber man sieht nicht recht ein, warum
z. B. Segnago nicht unser Weinach, Caltinaga unser
Kaltenach, Gonzaga unser Günzach und am Ende
auch Urago am Oglio, obwohl das Posthaus nicht
so trefflich und die Leute nicht so liebenswürdig sein
werden, wie dort an der rauhen Alb — warum nicht
Urago das württembergische Urach oder ein baheri-
sches Aurach sein sollte. Auch die Münchener For-
scher dürften der Sache nicht länger mehr fremd
bleiben, da sie vielleicht bald zu der Untersuchung
veranlaßt werden, ob das kleine Musacca am Garda-
see nicht ein Namensvetter zu unserm freundlichen
Moosach auf der malerischen Münchener Heide ist.²⁰⁾
Bis jene darüber klar geworden, können sich die Ge-
lehrten Vorarlbergs besinnen, ob nicht jenes Bezecca
im Ledrothal ihre bekannten Bezegg im Bregenzer
Walde vertrete, wie denn auch Herr von Attlmahr,
ein Schriftsteller, denn wir später noch erwähnen
werden, in Locca und Enguiso desselben Thals ein
deutsches Lache und Engwiese zu finden glaubt.

Was soll man nun ausdenken, um alle berech-
tigten Ansprüche zufrieden zu stellen und jedermann

zu vergnügen? Da es die südlichen Nachbarn uns in allen Tugenden zuvorthun wollen, so werden sie wohl auch in der Gerechtigkeit nicht hinter uns zurückstehen mögen. Wenn die Italiener als Rechtsnachfolger der Rhätoromanen also ihre Pardatsch, Montatsch, Vallatsch herausverlangen, so werden wir sie als Rechtsnachfolger der Longobarden um unsere Büßlingen, Güttlingen, Güßlingen, um Wälsch-Mehring und Wälsch-Geißelhöring bitten. Eine solche buntscheckige Enklavenwirthschaft dürfte aber kaum mehr zum Guten führen, und so würde man wohl bald von beiden Seiten einen umfassenden Gebietsaustausch als wünschenswerth erachten. Wie, wenn wir den Italienern ganz Deutschtirol überließen, soweit man von Pardatsch, Valatsch, Montatsch zu hören vermag, und sie uns die ganze Lombardei mit ihrer Zuwage bis Marengo und Ghislarengo als altlongobardisches Erbgut zurückerstatteten? Der Gedanke ließe sich noch weiter verfolgen, aber uns bedünkt, er fängt jetzt schon an lächerlich zu werden. Und so wollen wir's denn in Gottes Namen beim Alten lassen, was auch den deutschen Tirolern das Vernünftigste scheinen wird.

Gröden und Enneberg, die beiden geheimnißvollen Schwesterthäler, haben wir auch schon erwähnt und warum sollen wir nicht noch ein Weilchen bei ihnen stehen bleiben? Das zahme Gröden, Gardéna, ist allen Kinderfreunden werth wegen seiner Schnitzler-

kunst, das wilde Enneberg ist den Geologen zumal wegen seiner Petrefakten theuer. Beide Thäler bewahren noch eine romanische Sprache, was früher sehr räthselhaft schien und allerlei unnütze Hypothesen hervorrief. Ihre Lage ist nur insofern auffallend,



Kollmann.

als die Hauptthäler, in welche sie einmünden, das das Land am Eisack und das Pusterthal, längst germanisirt sind. Wenn der Wanderer, von Salurn herkommend, an den Strömen aufwärts geht, etwa neun Meilen lang, so thut sich alle zwei oder drei Stunden zur rechten Hand ein Seitenthälchen auf,

aus welchem ihn die deutscheste Luft anweht, denn die Leute, die dort wohnen, sind nicht bloß gute Deutsche, sondern glauben auch aus Hessen oder Frankenland zu stammen. Wenn aber derselbe Wanderer, der jetzt schon fast zwei Tagereisen in Großgermanien zurückgelegt zu haben glaubt, fünf Stunden ober Bozen, bei Kollmann nämlich, die Frage thut: wo denn die neue Straße hinführe, welche enthalb des Eisack in wilden Schluchten sich verliert, so sagen ihm die Auskunftspersonen: Hier geht's in die Krautwälsch — dort drinnen wohnen die Gröbner und über dem Gröbnerjöchel wohnen die Enneberger und die Badioten — lauter gute Leute, die aber weder der Deutsche noch der Italiener versteht und die man daher billig die Krautwälschen nennt.

Aber wenn auch ihr Dichten und Trachten dem Bache nach in's deutsche Land herausgeht, so haben sie doch über das Gebirge noch immer einen dünnen Zusammenhang mit ihren lateinischen Sprachverwandten am Avisio und in Friaul. Warum sie sich in ihrer Mundart nicht nach diesen gerichtet, wissen sie selber nicht. Wahrscheinlich aber weil der Verkehr mit den italienischen Grenznachbarn viel geringer ist, als mit den deutschen, auch weil sie immer unter deutschen Herren und deutschen Gerichten standen. Wie dem auch sei, in diesen beiden Thälern hat sich die späteste Form des Dialekts erhalten, der einst bis an die bayerischen Alpen gesprochen wurde,

ungefähr wie sich im innern Graubünden noch die Sprache fort spricht, die einst bis Hohenems und St. Gallen im Gebrauch war.

Dieser Dialekt lag aber seit langen Zeiten in unwürdiger Vergessenheit. Obwohl, wie Herr Direktor Rusinatscha versichert, die Wissenschaft anderswo kaum treuere und emsigere Pfleger hat, als in den Alpen, so kommt's doch öfter vor, daß man sich selbst um die nächstgelegenen Aufgaben nicht viel kümmert. Seit den Tagen der bayerischen Herrschaft, als der Pfleger Steiner zu der Feder griff, um die ihm liebgewordenen Gröbner und ihre Sprache zu schildern, hatte sich außer Herrn Professor Mittermaier in Brixen, der einmal ein kurzes Programm über die ostalpinische Orthographie geschrieben, keiner unsrer vielen Forscher in diese Dolomitenthäler verloren, um der gespannten Außenwelt über jene Sprache zu berichten, die früher gleichermaßen für die althättrurische gehalten wurde, „in welcher der tuskanische Augur den Flug der Vögel deutete und die Welt von Rom Gesetze empfing“.*)

Endlich überraschte uns eine neue Schrift unter dem Titel: „Gröben, der Gröbner und seine Sprache. Von einem Einheimischen.“ (Bozen, 1864.) Der Ver-

*) Doch hat später einmal Herr Landrichter Haller in der Zeitschrift des Ferdinandeums auch eine kleine Abhandlung über Enneberg und seine Sprache veröffentlicht.

fasser ist, wie wir hören, der hochwürdige Herr Bian, Kurat zu Urteschei oder Ortisei (Nesselsfeld) in Gröden, wo man als Kirchenpatron den Augsburger Heiligen St. Ulrich verehrt. Bescheiden hebt er in der Vorrede an: er habe nicht einen wissenschaftlichen Traktat an's Licht stellen, sondern ein gutes Völkchen schätzen lehren, zugleich aber auch die Gegend und Umgebung mehr und richtiger bezeichnen wollen, „damit ein wißbegieriger Tourist sich nicht von einer geschwätzigen Kellnerin anplauschen lasse und unrichtige Sachen in sein Tagebuch aufnehme, was einem Herrn Gewalt und sogar einem Beda Weber begegnet ist“. Diese nervige Sentenz hat mich sehr erfreut und moralisch gehoben, nicht weil es mich ergötzt, wenn ein Nebenmensch seinen Stich erhält, sondern weil nun auch die andern einsehen werden, daß ich, der vor zwanzig Jahren dieselben Wege gegangen, mich von geschwätzigen Kellnerinnen nicht anplauschen lassen und auch keine unrichtigen Sachen in mein Tagebuch aufgenommen habe. Uebrigens führt der Verfasser überhaupt eine scharfe Klinge und spricht manche unangenehme Wahrheit gelassen aus, in voller Kenntniß seines tirolischen Publikums, welches viel lieber einen wohlwollenden Tadel, als eine unverdiente Schmeichelei erträgt.

Herr Bian eröffnet sein Büchlein, bezeichnend genug, indem er mit eigener Wärme schildert, wie im Jahre 1856 die neue Straße in's Thal eröffnet

wurde. Der wilde Grödnerbach eilt nämlich allerdings auf dem kürzesten Weg „an's Land“,*) da er sich schon vorlängst durch schreckliche, ungangbare Felsenschlünde seinen Pfad gefressen hat; aber die denkenden Menschen mußten diese Schlünde weit umgehen und kletterten in die ladinische Alpenwelt über steile, himmelhohe Steige hinein, welche an schönen Sommertagen furchtbar heiß und im Winter lebensgefährlich waren. Wer sich an diese Mühjal erinnert, der fühlt die Freude mit, welche die Thalbewohner empfanden, als am 26. Oktober 1856 die erste vier-spännige Staatskarosse voll hoher Würdenträger und mit ihr noch andere blumenbekränzte Wagen voll der angesehensten Gäste in's Land der Grödner einfuhren. Es war ein wunderschöner Herbstmorgen und die Nachbarsleute waren bis von Brixen und Bozen gekommen, um diesen Ehrentag in freudigster Stimmung mitzufeiern. Die Völker schienen noch nie so schön gekracht zu haben, die Musikbanden der Schützencompagnien spielten wunderbare Weisen, die Krieger schritten stolz nach dem Takt der martialischen Märsche, die durchschossenen Tirolerfahnen, die wehenden Triumphbogen, die schönen Festjungfrauen und unzählbares, feiertäglich gepuktes Volk — alles wogte und

*) Land nennt man im Gebirge das Hauptthal im Gegensatz zu den Nebenthälern. Der Grödner, wenn er nach Klausen, der Stubai, wenn er nach Innsbruck geht, reist „in's Land“ hinaus.

glänzte zwischen den hohen Bergen märchenhaft im Morgensonnenschein.

Und nachdem sich alle, die erwartet worden, gesammelt, setzte sich die freudige Menge in Bewegung und zog „unter fröhlichen und vertraulichen Gesprächen bis zum neuen Bräuhaus und zum Eiskeller. Auf einem grünen Rasenplatze mit einem Tisch in der Mitte war hier die Musikbande von St. Peter aufgestellt und lud die Herren durch gemüthliche Adagios zum Absteigen ein. Die Zunge hatte sich durch anhaltende Gespräche vertrocknet und man war froh, hier ein Gläschen frisches Bier einnehmen zu können.“

Wenn sich nach dieser Erfahrung der anderswo nicht mehr ungewöhnliche Gebrauch der Eiskeller am Eisack und an der Etz, wo man jetzt im Sommer das spülwarme Porphyrwasser trinken muß, noch weiter verbreitet, so würden wir der Eröffnung der Grödnerstraße auch aus diesem Grunde immer ein dankbares Andenken bewahren.

Nach einer kurzen, angenehmen Ruhe ging es auf der neuen Straße weiter den Bach entlang am Fuße eines schauerlichen Bergsturzes hin, wo früher kaum eine Gemse durchgekommen wäre, und nach verschiedenen Feierlichkeiten, die wir hier der Kürze halber übergehen müssen, erreichte der Zug unter unendlichem Jubel das festlich beslaggte St. Ulrich, wo der Tag in so herrlicher Lustbarkeit, wie noch keiner vor ihm, zu Ende ging. Der eigentliche Heros des

Festes aber war der wackere J. B. Burger, der Bürgermeister und Spielwaarenverleger, der vor vielen Jahren schon den kühnen, zuerst belächelten Gedanken gefaßt und nicht abgelassen hatte, bis er ausgeführt war. Selbst in Spanien aber, als Amerika entdeckt worden, mag die Freude nicht so groß gewesen sein, als damals die der Grödner, da ihnen gleichsam die Berge weggerückt waren, die sie bisher von der gebildeten Menschheit geschieden. Jetzt zieht der Pilger mühelos seinen Weg, der ehemals so hart und anstrengend war; jetzt fahren die geschnitzten Hanswurste, Puppen, Potentaten und Heiligen in geräumigen Frachtwagen hinaus, während sie früher mit unendlicher Mühsal und steter Gefahr für Mensch und Thier in kleinen Karren über die abschüssigen Bergpfade gefördert werden mußten — jetzt kommt wohl auch aus andern Thälern leichter das unentbehrliche Zirbenholz hinein, das in Gröden allmählich ausgegangen ist, da es die fleißige Bevölkerung im Laufe der Jahre aus Unachtsamkeit ganz weggeschnitzelt hat. Andernseits nimmt sich das neue glatte Sträßchen freilich aus wie ein blanker Stoßdegen, der dem Romanschismus von Gardena geradezu in den Leib fährt. In der zweiten oder dritten Generation wird vielleicht schon die alte Sprache dort verschollen und nichts mehr zu hören sein, als das kräftige Tiroler Deutsch, wie es herausen am Eisack erklingt, was mir fast leid thut, denn die rhätischen Alpen werden um eine anziehende

Besonderheit ärmer und ich habe immer eine gewisse Vorliebe für dieses grüne ladinische Eiland und seine Augurensprache empfunden.

Der Verfasser geht nun auch auf die innern Zustände des Thales über, auf die Anfänge der Schnitzerei, sowie der Handelschaft und schildert, wie es der Grödner, fleißig, sparsam und redlich, allmählich so weit gebracht, daß heutiges Tags in ganz Europa kaum eine große Handelsstadt gefunden wird, in der nicht ein reiches Grödnerhaus sich niedergelassen. Auch Dominik Mahlknecht, der berühmte Bildhauer, der jetzt im eignen Hause zu Paris, Rue de Babylon, wohnt, ist, was mit Ruhm gemeldet wird, dem Grödnerthal entsprossen. (Ebenso Peter Roder, der Holzschnitzer, der jetzt zu München lebt.) Mehr als dieses wollen wir aber der Einleitung nicht entlehnen, da es dem Herrn Verfasser wohl lieber ist, wenn sich die Leser mit seinem Büchlein selbst bekannt machen.

Auf jene Einleitung folgt dann die Grammatik der Grödnersprache. Sie ist allerdings mit etwas mehr Druckfehlern ausgestattet, als man sonst in Grammatiken für nöthig erachtet, im übrigen aber mit Fleiß und ausreichendem Verständniß gearbeitet. Es geht aus ihr hervor, daß, wie schon angedeutet, die Sprache der Grödner zwar mit der italienischen die Mutter gemein, aber von Jugend an einen ganz andern Lebenslauf genommen hat, als ihre Schwester.

Diese war in den reichen Freistädten, an den Fürstenthöfen, im Schatten der Pontifex groß geworden und waren schon die berühmtesten Werke in ihr geschrieben, da jene noch gedankenlos die Birbenwälder am Sanghofel durchstrich und noch fünfhundert Jahre zu warten hatte, bis endlich in unserer Zeit ihr erstes bedeutendes Buch, die zehn Seiten lange *Via della santa Crousch* (der heilige Kreuzweg), zu Bozen an's Licht trat. Daher die Feinheit der einen und der Waldgeruch der andern. Aus dem mitgetheilten Phrasenvorrath ersieht man übrigens, daß der Gröbner zwar noch romanisch spricht, aber schon ganz deutsch denkt, denn alle seine Redensarten und Wendungen sind den deutschen auf's täuschendste nachgebildet. Nicht wenig interessant ist auch im Wörterschatz eine gute Anzahl von Wildlingen, d. h. solchen Wörtern, die weder aus dem Deutschen noch aus dem Italienischen herzustammen scheinen und daher wohl größtentheils der alten Sprache angehören, die ehemals hier gesprochen wurde, bevor die Römer in's Land kamen. Auch sie bilden einen Theil der Akten, die dem gestrengen Richter vorgelegt werden müssen, welcher einst den Streit: ob Etrusker oder Kelten, zu entscheiden haben wird. Daß eine wissenschaftliche Behandlung dieses Idioms, welche aber auch das Ennebergische, das Churwälsche und wenigstens die nächst gelegenen italienischen Dialekte zur Vergleichung ziehen mußte, jetzt immerhin noch nicht überflüssig, geht schon aus Herrn Vians

eigenen Worten in der Vorrede hervor und braucht daher nicht mit besonderer Kraft betont zu werden. *) Jedenfalls dürfen alle, die an solchen Bestrebungen ihre Freude haben, dem bescheidenen Verfasser für seine Arbeit sehr dankbar sein.

*) Seit Steub dies geschrieben, haben auch die Ladinischen Mundarten in Tirol zum Theile ihre Bearbeiter gefunden. Ueber Gröden erschien: „Die Gredner Mundart von Dr. Theodor Gartner“ (jetzt Professor an der Universität in Czernowitz). Mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften in Wien. Linz 1879 (4. 166 S.). Weiter: „Die Ladinischen Idiome in Ladinien, Gröden, Fassa, Buchenstein, Ampezzo von Dr. Johann Alton“ Innsbruck 1879 (8. 375 S.). Alton veröffentlichte weiter: „Beiträge zur Ethnologie von Ostladinien“ Innsbruck 1880 (8. 68 S.) und in italienischer Sprache: „Proverbi, tradizioni ed aneddoti delle valli ladine orientali con versione italiana.“ Innsbruck 1881 (8. 146 S.). Prof. Mischi in Brigen veröffentlichte im Programm des f. b. Privatgymnasiums dortselbst vom J. 1882 eine Abhandlung: „Deutsche Worte im Ladinischen“ (31 S.). Ueber anderes auf Ethnologie und Namenkunde Tirols Bezügliches sei auf Steub's spätere und letzte Schriften: „Zur Namen- und Landeskunde der deutschen Alpen“ Nördlingen 1885 (174 S.) und „Zur Ethnologie der deutschen Alpen“ Salzburg 1887 (97 S.) verwiesen.

Die romanischen Mundarten Graubündens erfreuen sich einer von Jahr zu Jahr wachsenden Literatur. Ein Werk, welches alle Ladinischen und Churrhätischen Mundarten nach ihrer Lautlehre und Grammatik umfaßt, betitelt sich: „Raetoromanische Grammatik von Th. Gartner,“ Heilbronn 1883 (8., 206 S.).

Im vorigen Jahrhundert reichte aber auch das Churwälsche noch bis Taufers und Schlinig im Binsgau, vielleicht bis in's Matscher Thal herein, allein es ist jetzt vor dem Deutschen zurückgewichen und heutiges Tags gibt es auf deutschtirolischem Boden, außer in Gröden und Enneberg, keine Romanschen mehr.
